
10 — Illustrirtes Sonntagsblatt — 1893

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Gärungen und Klärungen.

Originalroman von K. Labacher.

(Fortsetzung.)

„Alles sehr schön gesagt, Onkel Flamming. Nur werden durch Deine guten Worte leider meine Schulden nicht bezahlt, die mir wie Bleigewichte an den Gliedern hängen, wenn ich mich auch gerne rühren und einen anderen Menschen anziehen möchte!“

„Ich wäre nicht zu Dir gekommen, wüßte ich dafür keine Abhilfe, Arthur. Deine Schulden übernehme ich — so zahle ich dem Andenken Deines Vaters eine alte, nie getilgte Verpflichtung. Noch heute sollst Du befreit werden von Deinen Gläubigern!“

„Ich kann — und will von Dir nichts annehmen!“ stieß Arthur hervor mit gesenkten Augen und hochrotem Gesichte. „Soll ich meinem glücklichen Nebenbuhler meine Rettung zu verdanken haben?“

„O Arthur, verrenne Dich nicht in einen unbegründeten Eigensinn, in eine leidenschaftliche Grille, die bei Dir keine Dauer haben kann!“ ermahnte der Professor. „Du selbst mußt es begreifen, daß Maria keine Frau gewesen wäre für Dich, auch ohne mein Dazwischentreten. Was sollte sie in Deinem Leben? Dich überraschte, Dich fesselte die zarte, unirdische Erscheinung. Dir fehlte aber die Einsicht, daß Du, das muntere, selbstsüchtige, genußbedürftige Weltkind, kein Verständnis hattest für die stillen, wunschlosen Tiefen jener Frauennatur. Du brauchst eine Gefährtin, welche Dir hinausfolgt auf das offene Meer dieses Daseins, Sonnenschein und Stürme mit Dir teilt, Deine Interessen begreift, Deine Begierden nachfühlt in ihrem eigensten Innern. Das vermag Maria nicht, Du wirst Dir das nicht verleugnen, wenn Du aufrichtig sein willst gegen Dich selber. Gönne Maria das stille, geschützte Plätzchen an meiner Seite, das sie ja vielleicht ohnehin nicht sehr lange einnehmen wird. Auch ihre Mutter hat den Gatten nur eine allzukurze Spanne Zeit beglückt!“

Des Professors Stimme brach.

Arthur stand dort am Fenster und hatte feuchte Augen bekommen.

„Ja, ich sehe ein! Mein Weib darf kein Los erwarten, wie es für eine Kranke und Empfindliche taugt. Mein Weib wird zu kämpfen, zu leiden haben gleich mir. Grau und düster steht ja die Zukunft vor mir auf alle Fälle, selbst wenn Deine unerhörte Großmut jetzt —“

„Still, Junge, davon. Du kannst mir Deine Dankbarkeit schweigend beweisen durch Dein Betragen. Im übrigen vertraue in allem ein wenig auf mich. Wer weiß, ob ich Deiner Zukunft doch nicht auch einiges Licht zu geben vermag!“

Arthur drückte erschüttert die Hand des Professors.

„Onkel Flamming, ich habe bis jetzt nicht zum besten gedacht von Dir, Dich für einen phlegmatischen und gemütlosen Pedanten gehalten, der sich nicht mehr versteht oder nie verstanden hat auf die Gefühle und Interessen der Jugend. Ich bitte Dir ab, Onkel Flamming, ja von ganzem Herzen bitte ich Dir ab!“

21.

Ein seltsames Leben war es, welches Alice nun schon seit fünf Tagen in dem noch immer ängstlich verdunkelten Krankenzimmer führte. Professor Flamming hatte bald eingesehen, wie wenig sie taugte für das Ruhe, Geduld und Ausdauer erfordernde Pflegeamt. Herma, von einer erfahrenen Krankenwärterin unterstützt, mußte wieder ihre Dienste leihen, so wenig auch sie gewöhnt war an Nachtwachen und unbedingte Selbstaufopferung. Fortweisen ließ sich aber Alice durchaus nicht aus der Nähe ihrer Schwester. Sie hatte in einer der tiefen Fensternischen ihr Lieblingsplätzchen aufgeschlagen. Stundenlang konnte sie dort in einem bequemen Lehnstuhl sitzen, vor sich hinträumen oder zwischen den Vorhangfalten hervorlugen, wenn — Professor Flamming bei seiner leidenden Braut erschien. Was dann vorging in der einsamen, von seltsamer Gefühls- und Gedankenverwirrung heimgesuchten Mädchenseele? Warum sie so oft die kleinen, zur Faust geballten Hände fest auf ihren Mund preßte, als müßte sie laute Weherufe zurückdrängen in die unruhig wogende Brust? Warum es ihre Glieder eisig durchschauerte, wenn Flamming sich leise über jenes Bett hinbeugte, mit den Lippen flüchtig eine blasse Mädchenstirne berührte?

Nun ja, sie haßte jenen Mann, den Bürgerlichen, den Anmaßenden, der sich störend eindrängen wollte in den unbefleckten Glanz ihres altadeligen Geschlechtes. — Zurückreißen hätte sie ihn mögen von der Schwester, die kein Verständnis besaß für den Wert ihres Namens, für die Pflichten, welche ein bevorzugter, die gewöhnliche bürgerliche Existenz überragender Stand seinen Trägern auferlegt. War es aber wirklicher, unverfälschter, ehrlicher Zorn, mit dem Alice aus ihrem sicheren Verstecke hinblickte auf die hohe, schlanke Männergestalt? Sie glaubte es lange, bis eine seltsame Eingebung ihr das eigene Herz enthüllte, zu ihrem starren, tiefinnersten Entsetzen. Sie sah — sie fühlte sich selber dort auf dem Leidensbette liegen. Sein Gesicht neigte sich bang und zärtlich über sie hin, sein Atem streifte ihre Wangen, seine Lippen nahten sich zu — —

Sie drückte stumm und fest die Hände vor ihre Augen, bis rasch durcheinanderwirbelnde rote Funken und feurige Kugeln das unsinnige Traumbild verdrängten. Lange kauerte sie so auf ihrem Ruhesitze. Der stille, tiefe Schrecken ließ sie kaum atmen. Sie hatte das Gefühl, als habe jäh der Blitz neben ihr gezündet, als sei sie noch gelähmt, betäubt, geblendet. Endlich, endlich murmelten die ganz farblos gewordenen Lippen: „Wie sagte ich doch einst,



C. Schenk, der schweizerische Bundespräsident für das Jahr 1893. (Mit Text.)

ich will nur eine Tugend haben: wahr sein gegen mich und andere. Gott im Himmel stehe mir bei. Vor Scham müßte ich ja zu Boden sinken, könnte jener Mann dort jetzt einen einzigen Blick thun in mein Herz hinein!"

Dann sagte sie sich wieder, daß alles nur Thorheit sei und die Ausgeburt der von einem Krankenzimmer unzertrennlichen Langeweile. Sie hätte mit dem Vater, der es nur wenige Tage ohne seine Bücher ausgehalten hatte, nach Frankenstein zurückfahren sollen. An lautes Vergnügen im Hause war ja ohnehin nicht zu denken, solange Maria so todkrank darniederlag. Sie begriff auch gar nicht mehr, wie sie während der Reise hatte darauf hoffen, danach begehren können. Sie mochte niemanden sehen, mit niemand sprechen. Sie brütete über dem leidenschaftlichen Gewirr in ihrer Seele. Sie meinte, in der düsteren, erhabenen Einsamkeit der Frankensteiner Berge müßte es ihr nun wohler sein, dort würde der seltsame Bann von ihr weichen, der ihre Gedanken rettungslos an einen Punkt fesselte, an jenes edle, natürlich vornehme Männerantlitz!

„Fort — fort von hier! Ich gehe zu Grunde in diesen Mauern!" Und sie hatte doch weder die Kraft noch den Willen, auch nur das Zimmer zu verlassen, in welchem sie mit krankhafter Begierde sein Erscheinen erwartete, zitternd und von Schauern durchrüttelt dem Klange seiner Stimme lauschte, in ohnmächtigem Schmerze ihre Lippen wund biß, wenn sie ihn Sorge und Zärtlichkeit an die bleiche Maria verschwenden sah.

„Was für einen Zauber übt sie doch aus, das zerbrechliche Wachspüppchen?" fragte ihre gepeinigte Seele. „Bin ich nicht schöner, blühender als sie? Ich kam nur zu spät in dieses Haus. Sie nahm den Platz ein, den ich in thörichter Verblendung verschmähte. Sie dachte klug: in Tante Luisens Hause wird man doch wenigstens gesehen. Wäre ich ihm zuerst entgegengetreten — wer weiß —!"

Und dann schmähte sie sich wieder selber: „O der Schmach, an einen Mann zu denken, der ganz von einer anderen erfüllt ist. Baronesse Frankenstein, vermagst Du in Deinem Innern gar kein Fünkchen Stolz mehr anzufachen? Bist Du denn ganz entartet, ganz gesunken? Du liebäugelst mit einer bürgerlichen Heirat! Du hättest sie für möglich, für ausführbar gehalten, wenn er nur mit einem Gedanken an dich dächte!"

Doch! Er hatte auch für sie, die Schwester seiner Braut, einen Gedanken übrig, freilich nur als Arzt. Er trat vor sie hin in ihren Schmollwinkel und hob ihr den trotzig gesenkten Kopf hoch. „Sie gebärden sich sehr unsinnig, mein Kind. So können Sie nicht fortleben. Ihre Gegenwart im Krankenzimmer nützt doch zu gar nichts. Sie haben ein zu unruhiges, fahriges Wesen, ich kann Sie hier zu gar nichts brauchen. Warum also ohne Not die blasse Zimmerfarbe bekommen? Hurtig hinaus in die frische Luft und zwar sogleich. Ich muß des Gärtners erkranktes Kind besuchen. Sie werden mich begleiten. Ich habe ohnedies mit Ihnen zu sprechen wegen Ihres Vaters!"

„Ich mag nicht spazieren gehen!" murmelte sie. Aber sehr mutig klang es nicht.

„Nicht kindisch sein!" sagte er. „Maria schläft unter dem Einfluß eines Arzneimittels. Die Wärterin genügt. Bitte, kommen Sie."

Sie folgte ihm ohne weitere Gegenrede hinab in den Garten, nachdem sie Hut und Mantel aus ihrem eigenen Zimmer geholt hatte. Sie schritten auf den seit der Nacht frosthart gewordenen Kieswegen eine Weile schweigend nebeneinander.

Dann begann der Professor in freundlich ernstem Tone: „Vor allem habe ich Ihnen zu danken für Ihr treues Ausharren neben meiner Braut. Ihr guter Wille that mir um so wohler, als ich Ihnen, aufrichtig gestanden, keine besondere Liebe für Maria zugetraut hatte."

„Und Ihr erstes Gefühl täuschte Sie auch nicht!" sagte sie kurz und hart. „Ich halte nicht viel von der Geschwisterliebe. Auch ist Maria zu verschieden von mir geartet, um daß wir auffallend harmonieren könnten. Ich beneide sie um die gleichmäßige Ruhe ihres Temperamentes und ich verachte ihre ewige Lammgeduld. Und wen man beneidet, ohne ihn hochzuschätzen, den kann man nicht lieben!"

„Sie sind sehr aufrichtig!" sagte der Professor nach einer Pause der Ueberraschung. „Nicht viele Mädchen würden so mutwillig den Fluch der Unweiblichkeit auf sich laden. Denn es zeugt nicht gut von Ihrem Charakter, daß Sie selbst der Engelsnatur Ihrer Schwester nicht Gerechtigkeit widerfahren lassen!"

„Ich bin auch nicht gut, will es nicht sein!" fuhr sie trotzig auf. „Alles, was so in die Welt hinein geredet wird von Pflicht und Tugend, ist weiter nichts als eine schlaue Erfindung, um uns arme Menschenkinder zum freiwilligen Verzicht auf unseren Anteil an den Früchten des Lebensbaumes und an dem bischen karg zugemessenen Erdenglück zu bewegen. Die Bevorzugten dieser Welt haben sich das gut ausgesonnen, damit wir Anderen einfältig fern von der Tafel stehen bleiben, die sie für sich allein gedeckt glauben zu fröhlichem Genießen. Ich aber lasse mich nicht bethören durch die schönen Phrasen, nicht binden von den strengen Formeln. Frisch und unbedenklich zugreifen, wo und wie sich die Freude eben erhaschen läßt, das ist die wahre Pflicht, die jeder gegen sich selber zu erfüllen hat und ich —"

„Ah so, da habe ich es also nur mit einem thörichten, verschrobenen Köpfchen und nicht mit einem verdorbenen Herzen zu thun!" sagte der Professor trocken. „Der Fall ist weniger schlimm! Schade, daß ich bei meinen vielen Beschäftigungen und übernommenen Verpflichtungen nicht auch noch die Zeit finde, den Lehrer und Erzieher zu spielen. Sonst würde ich versuchen, Sie bei Beurteilung des Menschenlebens auf einen minder verdrehten und unnatürlichen Standpunkt zurückzuführen! Nur ein paar Worte will ich Ihnen sagen: Gehören Sie etwa nicht zu den „Bevorzugten" dieser Erde? Von Natur aus sind Sie mit Verstand, Kraft und Gesundheit und, konstatieren wir hier einfach die Wahrheit, mit einer nicht gewöhnlichen Schönheit ausgestattet, Güter, die sich ziemlich selten an ein glückliches Menschenkind verschwendet finden! Sie haben eine feine und gründliche Erziehung genossen, tragen also die Befähigung in sich, mehr als einen Lebensberuf zu Ihrem eigenen und fremden Nutzen auszufüllen. Weiter sagte mir Maria, daß im Institute Ihr auffallendes Zeichentalent gerühmt worden ist. Und Sie, Sie haben den Mut, sich unter die Paria's der Erde zu zählen, nur weil Sie den seltsamen Einfall nicht aus dem Kopfe bringen können, daß die Welt Ihnen huldigen müßte, daß Sie die Hände, unthätig genießend, in den Schoß legen dürften, der längst vergessenen Heldenthaten und Verdienste Ihrer Ahnen wegen? Wie kommen Sie überhaupt dazu, aus fremder, längst vermoderter Tugend Vorteil ziehen zu wollen? Wodurch glauben Sie sich befreit und ausgeschlossen von dem ehrlichen Kampfe um das bischen Daseinsfreude, wie wir Anderen ihn auch zu bestehen haben? Denken Sie nach, Kind, über sich selbst und die Welt, und Sie werden sich ein Selbstarzt werden gegen so manche Grille und moralisches Gebrechen! Und noch ein anderes Rezept will ich Ihnen verschreiben. Hier ist ein Verzeichnis besonders hilfsbedürftiger Familien, wie ich es stets bei mir zu tragen pflege, damit ich den zu Wohlthaten bereiten Reichen die Fälle wahrer Not bezeichnen kann. Besuchen Sie nur zwei dieser Unglücksstätten, und wenn Sie dann noch unverständig und eigensinnig genug sind, sich gegen Ihr eigenes Schicksal aufzulehnen, so muß ich Sie eben verloren geben wie eine unheilbare Kranke. Dann wollen Sie einfach nicht zur besseren Einsicht kommen!"

Sie nahm das Papier mit gesenktem Haupte. Das stolze Gesicht, die majestätische Gestalt, seltsam rührend nahmen sie sich aus in dieser Haltung mädchenhafter Verwirrung und Demütigung.

„Von dieser Seite habe ich die Verhältnisse noch niemals betrachtet," murmelte sie. „Ich fühle mich mißhandelt vom Schicksal. Ich weiß nicht, ob ichs je begreifen werde, daß ichs nicht bin. Sie können sich in meine Lage nicht hineindenken. Sie sind ein Mann, der die Kraft in sich fühlt, sich selbst auf den hohen Posten zu stellen, den seine Abkunft ihm zu verweigern schien. Soll ich armes, hilfloses Mädchen auch noch dem bischen Lichte entsagen, das meine Voreltern barmherzig aus der Gruft zu mir herüber senden?"

„Ein Irrlicht ist es, dem Sie nacheilen und dabei den festen, sicheren Boden wahrer Bestrebungen unter den Füßen verlieren!" erwiderte Flamming, während er den im Eifer des Gespräches unterbrochenen Gang durch die entlaubten Alleen des Parkes wieder aufnahm an ihrer Seite. „Genug für heute. Ich habe Ihnen Stoff zum Ueberlegen geboten, ist gesunde Gemütsanlage gleichfalls Ihr Erbteil, so werden Sie das Rechte nun von selber finden. Wenn nicht, dann könnte auch stundenlanges Moralisieren zu gar nichts helfen. — Ich wollte eigentlich über Ihre Familienverhältnisse, über die Lage Ihres Vaters mit Ihnen sprechen, deshalb suchte ich diese Unterredung. Meine teure Maria scheint mir in Unruhe wegen der Ihren. Ich möchte jenem armen, zartempfindenden Herzen den Frieden geben. Doch habe ich nun eingesehen, daß Sie den klaren Blick und die leidenschaftslose Ansicht der Situation durchaus nicht besitzen, um mir volle Einsicht verschaffen und bei Erfüllung meiner Mission helfen zu können! Ich werde mich an Ihren Vater persönlich wenden müssen, obwohl ich nicht weiß, wie ich meine Anerbietungen einleiten soll, damit ich seinen natürlichen Stolz, sein männliches Ehrgefühl nicht verletze —"

„Versuchen Sie es dennoch mit mir!" bat sie in einem ihr selber ganz fremden, beinahe schüchternen Tone. „Mein Vater taugt nicht zu irgend einer geschäftlichen Erörterung; seine Bücher und Schreibhefte bilden seine Welt; darüber hinaus ist er hilflos und unerfahren gleich einem Kinde!"

„Könnten Sie mir Einsicht in ein Manuskript Ihres Vaters verschaffen, Fräulein Alice?"

„Ich hoffe es!" sagte sie eifrig. „Ich werde dem Vater darum schreiben und eine kleine Ausflucht gebrauchen. Etwa, daß ich das Urteil einer maßgebenden Persönlichkeit darüber einholen möchte. Und sind Sie nicht auch maßgebend, sind Sie doch ein berühmter Gelehrter?"

Lächelnd erwiderte der Professor: „Unser großer Goethe sagt: Nur Schufte sind bescheiden! So wagen Sie es also, auf meine Berühmtheit hin. Vielleicht kann ich Ihrem Vater zu Hilfe kommen, ohne ihm ein Almosen bieten zu müssen. Und nun sind wir am Ziele — Adieu, Baronesse! Ich wäre sehr glücklich, wenn dieser kleine Morgengang auf welkem Laube, dem Sinnbilde irdischer Vergänglichkeit, nicht ganz unfruchtbar für Sie geblieben wäre!"

Sie sah der hohen Gestalt nach, die sich bücken mußte unter der Thüre des rebenumrankten Gärtnerhäuschens, über dessen rotes Ziegeldach sich wie schützend die breiten Aeste einer uralten Linde hinbreiteten. An den Fenstern sah Alice reinliche Gardinen, in Büscheln zum Trocknen aufgehängten Blumensamen — nur das eine war dicht verhängt, wo das maserkranke Kind lag, dem das grelle Licht der Wintersonne wehe

gethan hätte. Ueberall Leiden! Wie die Mutter des „einzigen Knaben“ jetzt bangen mochte. Und der Vater, der draußen seine gewohnte Arbeit verrichten mußte, welche ängstliche Gedanken flogen wohl von ihm her zu dem friedlichen, einsamen Gartenhause? Alicens Brust dehnte sich in einem frischen, kräftigen Atemzuge.

„Ja — er hat Recht — ich übertrieb wohl die Aussichtslosigkeit meiner Lage — Er hat mich schön genannt —“

Ein seliges Lächeln umspielte ihre Lippen. Dann schrak sie jäh zusammen. „Er ist der Bräutigam meiner Schwester. Mit keinem Gedanken darf ich an ihn tasten. Das wäre heimlicher und heimtückischer Betrug, denn laut hinsagen darf ein Mädchen ja nicht ihre Gefühle. O wie ich mich schäme, wie ich mich schäme der erzwungenen Versteckheit. So kann also der Mensch nicht dem eigenen Wahlspruche getreu bleiben?“

Sinnend kehrte Alice in das Haus, in das verdunkelte Krankenzimmer zurück. Dort war es ihr doch am wohlsten! Ein ungekannter Aufruhr beherrschte ihr Gemüt — sie rang nach Verständnis der neuen, der fremden Gedanken und Gefühle, nach Klärung formlos und wirr in ihr ringender Gewalten, und es war ihr, als bedürfte sie dazu äußeren Dunkels und äußerer Stille. Die neue Welt, welche ihr der Blick, das Wort jenes Mannes schöpferisch gestaltet hatte, sie ertrug noch nicht das nüchterne Licht des Tages, nicht die Prüfung fremder, gleichgültiger Augen.

Maria war wach geworden und rief mit schwacher Stimme die Schwester zu sich. „Arme Alice, Du opferst Dich auf! Du, die Du den Frohsinn so liebst, Gesellschaft und heitere Zerstreuung. O ich danke Dir, ich danke Dir aus tiefstem Herzen!“

Alice hatte dem süßen, innigen Tone gegenüber doch nicht mehr den Mut, wie vorhin zu rufen: „Es ist nicht Deinetwegen, ich nehme keinen zärtlichen Anteil an Dir.“ Sie löste ihre Hand sanft aus Maria's Fingern, drückte das Gesicht in die Bettkissen und weinte.

Maria kannte solche Weichheit nicht an ihr. Sie that einige erschrockene Fragen. Das brachte Alice rasch zu sich selber zurück, eine ernste, strenge Stimme schien in ihr Ohr zu rufen: „Habe ich Dir nicht gesagt, daß eine einzige Aufregung ihr das Leben kosten kann? Willst Du sie mir töten, aus häßlicher Bosheit, aus heimlichem, giftigem Neide, damit auch sie es nicht koste, das Dir versagte Glück der Liebe?“

Sie küßte leise die Schwester auf den weichen, blassen Mund. „Es ist nichts — Maria — sei ruhig. Das Weinen erleichtert mich so. Weißt Du — Dein — Dein Verlobter hat mir versprochen, unserem Papa zu helfen. Und das macht mich zufrieden, recht zufrieden —“

Maria lächelte. „Er wird alles zum Guten wenden. Alice, habe ich Dir's nicht gesagt? Er wird auch über euch wachen, wenn ich — nicht mehr bin!“

Erschüttert rief Alice: „O sprich nicht so — wer so glücklich ist wie Du —“

„Eben weil ich zu glücklich bin, werde ich nicht lange zu leben haben!“ murmelte die Kranke. „Eine kurze Spanne überirdischer Paradiesesfreuden! Und dann, Alice, erinnerst Du Dich nicht mehr, daß Faust sterben muß, sobald er zum Augenblicke sagt: „Verweile, Du bist so schön!“

22.

Die Baronin Dahlberg hatte eingewilligt, Abschied zu nehmen von Sergio, dem sie das Leben ihres Sohnes verdankte. Der junge Mann hatte durch Flammings Vermittlung die Stellung als Botaniker bei einer nach Afrika reisenden wissenschaftlichen Expedition gefunden und sollte schon am nächsten Morgen an dem Versammlungsorte Berlin sich einfinden. Professor Flamming selber führte seinen Schützling im Dahlberg'schen Salon ein.

Die Baronin konnte in ihren Mienen lebhafte Ueberraschung nicht verbergen über die Veränderung, welche wenige Monate an Sergio vollbracht hatten. Sein Blick war so klar und lebhaft, seine Haltung stramm und selbstbewußt geworden. Seinem von Natur aus blassen Gesichte sah man doch Gesundheit und frische Spannkraft an. Selbst seine Stimme klang ihr beinahe fremd an das Ohr. Etwas Mannhaftes, Metallisches hatte es gewonnen, das früher matte und verschleierte Organ.

Sergio schnitt einige Dankesworte der Baronin mit einer gewandten Redewendung ab und protestierte zugleich gegen den Fürstentitel, mit dem sie ihn angeredet. „In der Wissenschaft, der ich mein Dasein geweiht habe, heiße ich von nun an einfach Sergio Paolovits. Und so wünsche ich, daß mich in Zukunft meine bisherigen Freunde nennen. Für das Land und die Menschen, die ich jetzt kennen lernen soll, würde ein leerer Titel ohnehin keinerlei Bedeutung haben. Gott sei Dank, daß es noch Orte auf der Welt gibt, wo man nichts weiß von angeerbtem Adel, wo jeder nur nach seinem persönlichen Werte gilt!“

„Das wäre ein Thema für Herma!“ sagte die Baronin etwas verblüfft. „Die hat auch oft so revolutionäre Ideen!“

Der Name Herma's gab Sergio Gelegenheit zu einer kurzen, aber sehr würdig und überzeugend gehaltenen Entschuldigung und zugleich zu der Bitte, sich auch von dem Fräulein verabschieden zu dürfen.

Die Baronin zögerte. „Ich weiß nicht, ob meine Tochter —“

„Das übernehme ich!“ sagte der Professor rasch. „Ich kenne den gesunden, frischen Sinn meiner Mündel. Sie wird gewiß nicht feige einer Erklärung aus dem Wege gehen, die notwendig geworden ist, um sie zu überzeugen, daß sie nicht absichtlich und mutwillig einer sehr empfindlichen Demütigung ausgesetzt wurde. Kommen Sie, Baronin. Denn bei dem, was sich die jungen Leute zu sagen haben, sind wir beide ja wohl überflüssig!“

Die Baronin schien noch etwas bedenklich, fügte sich aber trotzdem ohne Widerspruch der Anordnung des Professors.

Wenige Minuten später trat Herma zu Sergio in den Salon. Sie war blaß und verwirrt; sie hatte diesem Manne viel vorzuwerfen und viel zu verdanken. Sie wußte nicht, ob sie ihm wegen der durch ihn erlittenen Kränkung mit kühler Abweisung begegnen oder ihm feurig für seine Großmut gegen ihren Bruder danken sollte.

Sergio trat ihr mit ruhig bescheidener Haltung entgegen und führte ihre leicht widerstrebende Hand an seine Lippen. Auch sie sah wie zu einer neuen und ihr fremden Erscheinung an ihm hinauf, das verriet ihr scheuer und verwundert fragender Blick.

„Als wir beide einen Bund für das Leben schließen wollten, waren die Motive hierfür nicht in einer himmelstürmenden Liebe zu suchen, auf keiner Seite!“ begann er, nachdem er ihrem Lehnstuhl gegenüber Platz genommen hatte, in leidenschaftslosem und dennoch warm zum Herzen dringenden Tone. „Ich gehorchte teils den dringenden Wünschen des Fürsten Romanoff, teils einer herzlichen Sympathie für Ihre Persönlichkeit, als ich mich um die Ehre bewarb, Ihr Gatte zu werden. Ich fühlte mich damals frei von jeder anderen Neigung oder Verpflichtung, ich war fest überzeugt, daß sich unsere Ehe zu einer glücklichen gestalten würde. Da sah ich Ihre Cousine Maria! Wie in hellen Flammen loderte jäh meine Seele auf, kühne, himmelstürmende Hoffnungen, bis dahin ungeahnte leidenschaftliche Wünsche verwirrten, betäubten, unterjochten mich. Nur ein Bewußtsein von allen meinen Seelenkräften war noch wach in mir: daß ich in solchem Zustande kein anderes Weib an mein Schicksal ketten, betrügen, elend machen durfte. Was blieb mir übrig, als jene Flucht vor der öffentlichen Erklärung meiner Beziehungen zu Ihnen, jene Flucht, die Sie so tief verletzen und beleidigen mußte? Ich habe an Ihrem Bruder gut zu machen versucht, was ich gegen Sie verbrach. Und nun wollte ich nicht hinausziehen in ferne, unbekannte Welten, aus denen nicht alle Wiederkehr finden, ohne von Ihren Lippen gehört zu haben, daß Sie mir verzeihen, daß Sie es nicht für gar so verwerflich halten, wenn ich nicht den Mut besaß, mit einem anderen Bilde im Herzen um Sie zu freien. Und sollten Sie noch eine Sühne, eine Genugthuung verlangen, auch die wird Ihnen durch die Verhältnisse im vollsten Maße. Maria ist für mich verloren in jedem Sinne, der leidenschaftliche Traum meines Herzens erstickt, vernichtet für immer. Flammings Braut steht über meinen Wünschen. Auch war, was ich für heiße, maßlose Liebe hielt, nur das jähe Aufflackern besserer Gefühle, eine blitzähnliche Erkenntnis meines unwürdigen Dahinvegetierens, geweckt durch den Anblick jenes Engels. Könnte sonst mein Verzicht auf Maria so aufrichtig und verhältnismäßig schmerzlos sein? Wie sangen Sie doch einmal? „Die Sterne die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht!“ So blicke ich auf zu Maria, ohne Wunsch und ohne Egoismus. Und Ihnen wollte ich dies sagen, Sie innig und demütig um Verzeihung des leidenschaftlichen Zwischenfalles bitten!“

Herma saß mit gesenkten Wimpern, an denen große Thränentropfen hingen, vor Sergio. Langsam hob sie die Rechte und ließ sie in seine beiden, ihr bittend hingestreckten Hände fallen. „Nicht zu verzeihen, zu danken habe ich Ihnen, Sergio. Es ist besser, mit rauher Wahrheit als mit schmeichelnder Lüge zu rechnen. Wir bleiben so wenigstens vor Trugschlüssen bewahrt. Ich scheide ohne jeden Groll von Ihnen. Der Herr beschütze Sie auf Ihren beschwerlichen und gefährlichen Wegen!“

Er hätte nun gehen können und eigentlich gehen sollen. Trotzdem hielt er ihre Hand noch immer fest in der seinen. Fragend sah sie zu ihm auf.

„Herma, ein Ziel muß der Mensch haben für sein Leben und für sein Streben! Es wäre Leichtfertigkeit, jetzt von der Wiederanknüpfung zarter Gefühlsfäden zu sprechen, die ich selber, von meinem Schicksal getrieben, zerrissen habe. Aber wir sind beide jung. Uns gehört die Zukunft! Wenn es mir gelingt, eine ehrenvolle Stellung im Leben zu erringen und wenn Ihr Herz bis dahin kein besseres Glück gefunden hat, wäre Ihr Sinn dann groß genug, die erlittene Beleidigung und jedes Bedenken zu vergessen? Könnten Sie dann noch die Meine werden?“

Sie entwand ihm leise und nicht unfreundlich ihre Hand. „Darüber kann und will ich heute noch nicht sprechen, Sergio. Sie selber haben mir die Augen geöffnet über die Bedeutung eines Schrittes, den ich so gedankenlos zu thun im Begriffe war, wie man etwa ein neues Kleid anzieht. Zum zweitenmale mich leichtsinnig und übereilt binden durch irgend ein Wort, wäre nicht mehr jugendliche Unerfahrenheit, sondern eine Schuld, ein Frevel. Lassen Sie uns scheiden als gute Freunde. Denken wir dann oft und gerne aneinander, drängt es uns beide zu einem Wiedersehen, gelingt es keinem anderen Bilde sich einzuschmeicheln in unser Inneres, so soll uns das ein Zeichen sein, daß wir doch für einander bestimmt sind durch Gottes ewigen Ratschluß!“

„Mehr zu verlangen wäre unbillig und selbstsüchtig!“ erwiderte er und erhob sich nun rasch. „Ich danke Ihnen, Herma, denn ich nehme mehr von hier fort, als ich zu hoffen gewagt habe!“

Die beiden jungen Menschen reichten sich noch einmal die Hände und tauchten sekundenlang die Blicke ineinander. Mehr wohlthuende Wärme barg dieser Minute wehmütiger Scheidegruß als jener frühere Augenblick, in welchem sie einig geworden waren, eine „Konvenienzehe“ zu schließen. Die Wahrheit hatte ihren ewigen, klärenden Strahl in beider Herzen geworfen. Was ihnen die Zukunft auch für Schicksale und Lose auf den Weg streute, sie wüßten, daß sie sich nun wenigstens nie wieder belügen und betrügen würden unter dem Mantel des Nützlichen und Schicklichen, der gesellschaftlichen Rücksichten und pekuniärer Vorteile. Ihre Seelen hatten sich ja einmal ohne täuschende Schleier und Hüllen angeschaut!

23.

Zwei Tage später gab es noch einen zweiten Abschied im Palais Dahlberg. Maria hatte sich so weit erholt, daß sie nach Professor Flammings Urteil die Reise ins Hochgebirge, zu ihrem Vater ertragen konnte. Der Aufenthalt in freier, reiner, wenn selbst etwas rauher Bergluft war ihr von den Aerzten einstimmig zur Hebung ihrer bedenklich gesunkenen Kräfte verordnet worden. Flamming begleitete seine Braut und seine künftige Schwägerin Alice selbst nach Frankenstein zurück, um zugleich Rücksprache mit dem Freiherrn zu nehmen. Alice hatte Wort gehalten und ihm ein Manuskript ihres Vaters verschafft, welches sein höchstes Interesse erregte. Was dem vornehm geborenen Wissenschaftsdilettanten vielleicht an Gründlichkeit und Detailkenntnis mangelte, ersetzte er vollkommen durch seine glühende, interessante Darstellungsweise.

Flamming wußte es nach dem ersten, flüchtigen Durchblick des ihm vorliegenden Werkes, der Freiherr von Frankenstein war zum Volksschriftsteller geboren, der das Wissen in ein populäres Gewand zu kleiden und auch beschränkteren Intelligenzen durch bilderreiche Sprache zugänglich zu machen hat. Ihm diesen Weg zugleich zu zeigen und zu erschließen, sollte Zweck und Aufgabe der Reise Flammings nach dem alten Bergschlosse sein.

Maria ertrug die lange Fahrt sehr gut. Wohlig schien sich ihre Brust in der freien, frischen Bergluft zu dehnen. Und das Wiedersehen des geliebten Vaters, der treuen Diener bereitete ihr sichtlich die reinsten, innigsten Freuden. Langsam kehrte eine zarte Röte in ihr liebliches Angesicht zurück.

Die Unterhandlungen Flammings mit dem Freiherrn gestalteten sich gleichfalls sehr befriedigend. Ein günstiger Vertrag wurde durch des Professors Einfluß mit einem Berliner Verleger für ein populär wissenschaftliches Werk abgeschlossen. Und Alice, deren bedeutendes und gut geschultes Zeichentalent den Professor wahrhaft überrascht hatte, sollte die nötigen Illustrationsentwürfe dazu liefern.

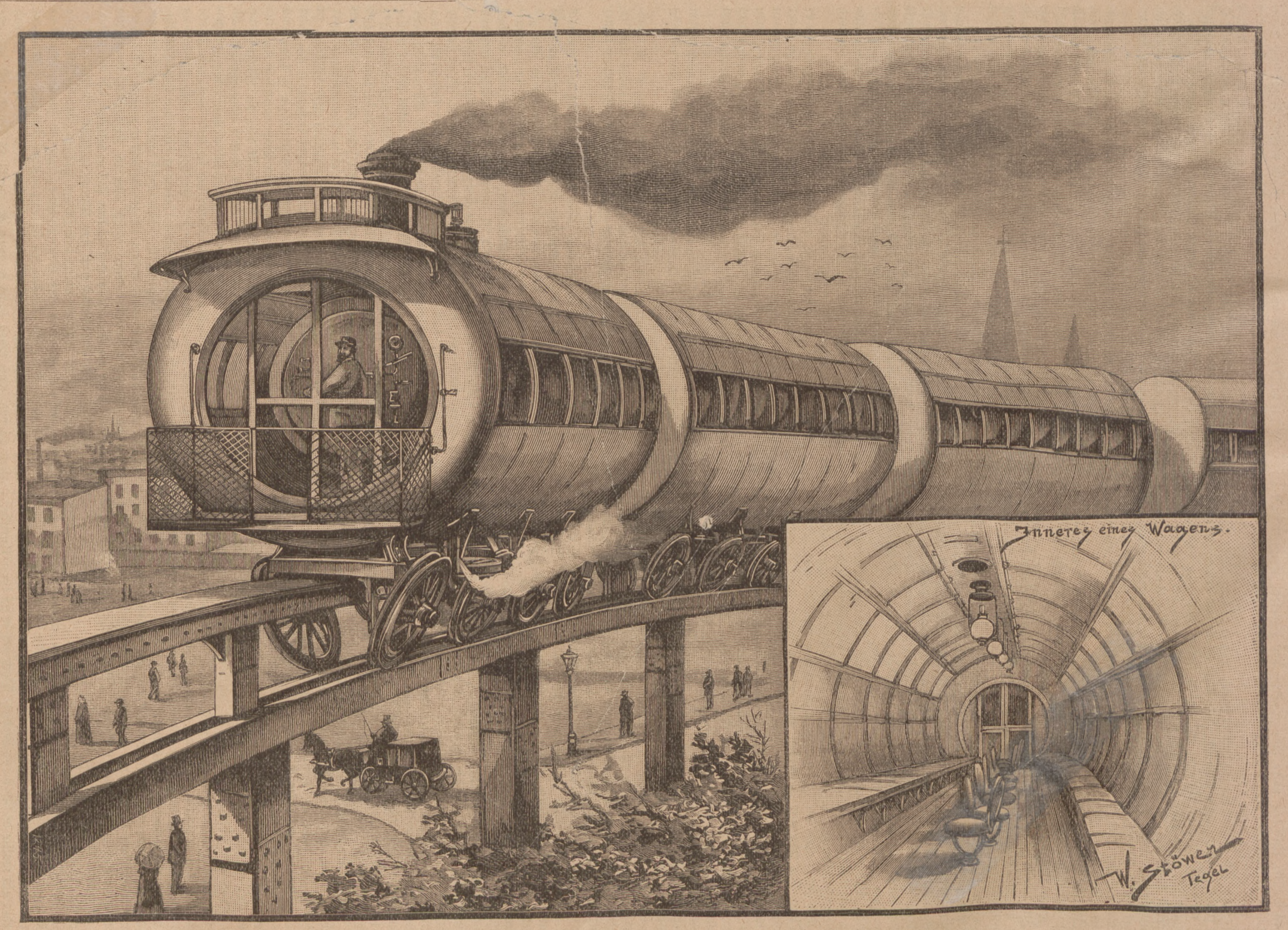
Völlig zufrieden mit den Ergebnissen seiner Reise kehrte Flamming anfangs März nach München zu seinem Lehrstuhl und zu seinen Patienten zurück. Freundlich umschwebte ihn die Erinnerung der auf Schloß Frankenstein verlebten Tage. Zum erstenmale hatte er sich dort als Glied einer Familie gefühlt, in enger Häuslichkeit mit ihm durch Neigung und Verständnis angehörigen Personen gelebt. Er nannte den Freiherrn bei sich selber, gutmütig lächelnd, ein großes, aber liebenswürdiges und hochbegabtes Kind, Maria einen vollendeten Engel. Und Alice? Auch die hatte sich weit weniger übel entpuppt, als er anfangs gefürchtet. Er meinte sie noch vor sich zu sehen, das schöne, schweigsame Geschöpf mit den dunklen Sternenaugen und der leidenschaftlich zugreifenden, hastig unbehilflichen Art und Weise, sich zu geben. Noch tönte ihr letztes, warmherziges Versprechen: „Ich werde Ihnen Maria recht gut pflegen und bewachen!“ in seinen Ohren wieder. Wohin waren ihre früheren schroffen Vorurteile gegen ihn oder eigentlich gegen seinen bürgerlichen Namen so rasch entschwunden? Hatten seine paar wohlgemeinten Worte wirklich die Kraft besessen, alle die kleinen adeligen Hochmutsgrillen aus ihrem dunkelumlockten Köpfchen zu fegen? Dann würde es sich ja wohl der Mühe lohnen, das Erziehungswerk bei ihr zu vollenden, den empfänglichen Boden ihrer Seele mit gesunden Ideen zu bepflanzen. Und ihre Freudigkeit, nach der ihr gebotenen Aufgabe und Arbeit zu greifen, auch das deutete auf einen guten, kräftigen Zug in ihrer sich etwas excentrisch und zwangsscheu gebärdenden Natur.

„Ich werde in Zukunft sehr glücklich sein mit jenen drei lieben Menschen. Ein herzliebes, süßes Weib, einen treuen Freund und ein thörichtes, aber bildungsfähiges Schwesterchen sich aneignen zu dürfen auf einmal, es ist fast zu viel des Glückes für einen einzigen Moment des Daseins. O Maria, wenn nur Du keinen schwarzen Strich ziehst durch die Freudenrechnung meines Lebens, wenn nur Du nicht Sehnsucht bekommst, zurückzufliegen in Deinen heimatlichen Himmel!“

In solcher weichen und empfänglichen Stimmung befangen, mußte sich der Professor doppelt bedrückt fühlen durch die schwere, gewitterschwüle Atmosphäre, die über dem Hause der Dahlbergs lagerte. Arthur hatte den Verhältnissen ein schweres Opfer gebracht. Er war zur



Begegnung im Gebirgspaß. (Mit Text.)



Die cylindrische Hochbahn in Boston. Nach einer Originalzeichnung von Willy Stöwer. (Mit Text.)

Infanterie übergetreten. Ein ärztliches Attest, das er sich zu verschaffen gewußt, verbot ihm das Reiten. Die Wahrheit aber war, daß er sein dem Professor gegebenes Ehrenwort, keine neuen Schulden zu machen, nicht verletzen wollte. Und wie wäre dies zu vermeiden gewesen, wenn er, wie bisher, die bedeutenden Kosten des Kavalleriedienstes fortzutragen gehabt hätte? Daß infolge dieser notgedrungenen Veränderung selbst sein lebensfroher Sinn sich momentan verdüstert hatte, daß er mit peinlicher Sorge seinen früheren Kameraden auswich, den Klub mied, und gelangweilt im Hause umherschlich und Nieding zu ärgern suchte, war sehr begreiflich und natürlich, trug aber wahrlich nicht zum Behagen der Familie bei.

Herma kam dem Professor in leidenschaftlicher Ungeduld entgegen. Sie litt schwer unter den Verhältnissen, sie fühlte sich gedemütigt, erniedrigt durch Niedings Gegenwart, der nach wie vor die Mutter beherrschte und der Tochter nicht undeutlich zu verstehen gab, daß die ganze Familie überhaupt nur von seiner Gnade lebe.

„Schaffe mir irgend eine Stellung, einen Broterwerb!“ bat Herma zornig aufschluchzend. „Ich ertrage den höhnischen, herausfordernden Blick jenes Mannes nicht mehr!“

„Ich werde heute noch mit Deiner Mutter sprechen!“ sagte der Professor beschwichtigend. „Jetzt habe ich ja hier für niemanden mehr etwas von aufregenden Szenen zu fürchten.“

In der That ließ er sich am selben Abende bei der Baronin melden. Er benützte Niedings Abwesenheit in Geschäftsangelegenheiten. Der Baronin wäre ja gewiß kein offenes, vertrauendes Wort zu entlocken gewesen, wenn sie ihren Prokurator im Hause gewußt hätte.

Flamming fand die Baronin in ihrem Schreibzimmer. Es war ein seltsamer Ausdruck von Verwirrung und Freude auf ihrem Gesichte, als sie ihm zum Willkommen ihre beiden Hände bot.

„Ach, Professor, es thut mir ordentlich wohl, Sie anzuschauen. Immer so gesammelt und ruhig, immer der feste, unerschütterliche Fels in der Meeresbrandung. Man möchte sich unwillkürlich an Sie anklammern und sich retten bei Ihnen vor allen Nöten und Verlegenheiten!“

„Thun Sie das nur immerhin und getrost, meine liebe Freundin. Sie wissen, welchen Anteil ich nehme an der Familie Dahlberg. Vielleicht wäre es besser gewesen für Sie, wenn Sie mich nicht so vollständig ausgeschlossen hätten von jeder Kenntnis Ihrer Angelegenheiten —“

„Er wollte es so!“ entfuhr es ihr unbedacht. Sie unterbrach sich und schwieg verlegen, während sie sich anscheinend sehr eifrig mit ihrem Pincenet beschäftigte.

Der Professor sagte mit durchdringendem Blicke: „Ach ja — Ihr künftiger Gatte hat ja wohl das Recht, schon jetzt den Herrn im Hause zu spielen und Ihnen Befehle zu erteilen, Frau Baronin. Ich vergesse nur immer wieder Ihre intime Verbindung mit Herrn von Nieding. An solche überraschende Thatsachen muß man sich erst gewöhnen. Und ich gestehe, daß mir dies durchaus nicht so ganz leicht wird!“

„Sie wollen damit andeuten, daß ich in meinen Jahren eine Lächerlichkeit begehe!“ murmelte sie hochrot im Gesichte. „Ich kann Ihr Urteil nicht umstoßen, ebensowenig aber — ein gegebenes Wort zurücknehmen. Da dichtet man nun den Menschen einen freien Willen an. O, es ist mir zum Lachen! Wenn Sie wüßten, was mich alles bedrängt. Meine Kinder, die mir zürnen und mir ihre Achtung entziehen, die Verhältnisse, die mich vorwärts drängen und schieben. Ich fühle mich rein zwischen Thür und Angel. Und dazu der Gedanke, daß ich meinem armen Jungen, dem Arthur, die schwerste Demütigung nicht habe ersparen können und daß Herma daran denkt, als Gesellschafterin ihr Fortkommen zu suchen, weil ihr übel begegnet wird im Elternhause. Mir ist es manchmal ganz wirr im Kopfe. Und ich muß alles in mich verschließen. Keine Seele besitze ich auf der weiten Welt, die mir helfen und raten könnte!“

Sie weinte wie ein geängstigtes Kind.

Er sprach nur ein paar freundlich beschwichtigende Worte, er wollte ihn nicht hemmen, den freiwilligen Erguß dieser schwer bedrückten Seele.

„Von Ihnen habe ich es ja auch nicht verdient, daß Sie mich so geduldig anhören!“ fuhr die Baronin ihre Augen trocknend fort. „Ich weiß es, ich war sehr böse gegen Maria — was wollen Sie, ich verstehe solche empfindliche Geschöpfe nicht zu behandeln. Und ich haßte und fürchtete diese blonde Madonnenschönheit beinahe instinktiv. Die Ereignisse haben mir übrigens auch Recht gegeben. Ohne sie wäre Herma jetzt gewiß schon Fürstin Romanoff und auch Arthur hätte sich nicht so störrisch von der einzigen Rettung, einer reichen Heirat, abgewendet. Da ist es denn wohl verzeihlich, wenn ich ein wenig barsch verfuhr gegen die Urheberin so vielen Unheils.“

„Ich habe Ihnen ja keinen Vorwurf gemacht!“ sagte der Professor kalt, angewidert von der Würde- und Prinzipienlosigkeit, die sich selbst in ihrer schmerzlichen Aufregung kundgab. „Mein Kopf, mein Arm steht Ihnen in jedem Augenblicke zur Verfügung!“

„Ach ja, Sie thaten auch so viel für Arthur. Und ich habe noch gar keine Gelegenheit gefunden, Ihnen zu danken. Wenn Sie mir doch einen Rat geben könnten. Aber nein, nein, mir ist nicht zu helfen! Meinen Kindern ist nicht zu helfen. O ich unglückliche Mutter!“

Er that als wollte er sich verabschieden. Doch sah er an ihrer Unruhe, daß sie ihn zurückhalten, daß sie ihm entscheidende Enthüllungen machen würde. Sie vermochte den Druck der herrschenden Situation einfach nicht weiter allein zu ertragen. Der Professor täuschte sich nicht in dieser Voraussetzung. Die Baronin umklammerte seinen Arm, als ob ihr die letzte Hoffnung mit ihm entfliehen wollte.

„Nein, verlassen Sie mich nicht wieder in all meiner Angst und Pein! Sie müssen heute Zeit für mich haben. Aber kann und darf ich Ihnen denn vertrauen? Was ich Ihnen zu sagen, zu gestehen hätte, brächte mich bedingungslos in Ihre Macht. Wenn Sie dieselbe mißbrauchten, Fürchterliches über mich verhängten? Mein Gott, mein Gott, was soll ich denn thun? Wo finde ich einen Ausweg, eine Rettung?“

„Ja, sobald Sie an mir zweifeln, vermag ich Ihnen freilich nicht mehr zu nützen,“ erwiderte er trocken. „Wenn Sie nicht selbst begreifen, daß ich unter allen Verhältnissen die Gattin meines hochverehrten Freundes in Ihnen achten und schonen würde —“

„Ja, darauf hin will ich es wagen,“ unterbrach sie ihn mit Entschlossenheit. „Sie werden nicht in mir die Ehre des braven, edlen Mannes schänden, der mir seinen Namen gab. Ja, ich fühle es, ich darf mich endlich einmal der lange getragenen Last des Betruges, der Lüge entledigen!“

„Also hatten meine argwöhnischen Gedanken doch Recht!“ sagte der Professor erregt. „Also liegt doch Unerlaubtes, ein Schuldgeheimnis in Ihren vergangenen Tagen? Ich ahnte es und verscheuchte die Ahnung trotzdem immer und immer wieder. Baronin Dahlberg, an wem haben Sie den Betrug begangen? Nicht an Ihren eigenen Kindern?“

Sie sank in sich selber zusammen unter der bedeutungsschweren Frage und verhüllte das heiß erglühende Gesicht mit ihren zitternden Händen.

Das war Erwiderung genug für den Professor. Erschüttert erhob er sich und durchmaß hastigen Schrittes das Zimmer. Seine gerühmte „Fassung und Ruhe“ hielt nun doch nicht Stand vor dieser ungeheuerlichen Entdeckung. Er fühlte in seiner Erregung unklar nach, was Lessing mit seinem scharfen, kritischen Verstande so wahr und treffend ausgesprochen hat: „Wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat überhaupt keinen zu verlieren!“

„Daß so etwas eine Mutter zu thun im stande war!“ murmelte er endlich vor der Gedemütigten stehen bleibend und sich gewaltsam zu einer Sammlung zwingend. „Frau Baronin, darf ich Sie bitten, fortzufahren in Ihren Bekenntnissen? Beruhigen Sie sich, kein Richter steht vor Ihnen und kein Ankläger, sondern ein Mensch, der aufrichtig wünscht, noch etwas für seine beraubten Mündel retten und Sie selber aus der unwürdigen Lage befreien zu können, in die Sie selber sich verstrickt haben.“

Seine Milde überraschte, überwältigte sie. „Mein Gott, noch wissen Sie ja nichts, Sie werden mich verdammen, in Zorn und Verachtung von sich stoßen!“ jammerte sie. „Das Testament —“

„Es ist gefälscht, unterschoben, nicht wahr?“ unterbrach er sie rauh. „Nie vermochte ich es zu begreifen, wie ein Dahlberg ein solches Schriftstück abzufassen vermochte, nachdem er vorher mich zum Vormund seiner Kinder eingesetzt hatte!“

„Hören Sie mich an, Flamming. Sie wissen, daß ich mit meinem Gatten in einer nach außen hin zwar sehr friedlichen, aber trotzdem nicht glücklichen Ehe lebte. Ich hatte ihm als junges Mädchen so sehr gefallen, daß er mich, selber noch sehr jung und unerfahren, in ungeduldiger Leidenschaft, seinen Familientraditionen ungetreu werdend, an den Traualtar führte. Leider war auch in ihm, wie in so vielen anderen Menschen, „der Wahn kurz und die Reue lang“, und ich habe sehr viel unter dieser Reue gelitten, das dürfen Sie mir glauben. Was konnte ich schließlich dafür, daß er sich von mir „enttäuscht“ fühlte bei dem nahen, fortwährenden Umgange, den die Ehe bedingt? Er war zu sehr Idealist, ich ein frisches, resolutes Menschenkind, das nichts wissen wollte von der „für meine jetzige Stellung notwendigen Büchergelehrsamkeit“, das gerne lange an des Gatten vortrefflich bestellter Tafel saß und sich lieber auf dem weichen Lager dehnte, statt mit schwermütigen Liedern den blassen Mond anzusingen. Dahlberg geriet in Verzweiflung über meine sich so „prosaisch entwickelnde Natur“. Er wollte mich bekehren zu Poesie und höherem Geistesleben, ich aber lief ihm lachend davon, um mich mit meinem gezähmten Affen zu necken, Modezeitungen zu lesen und Bonbons zu naschen. Diese meine Vorliebe für Bequemlichkeit und lukullische Genüsse kostete mich nach und nach nicht nur die Hochachtung Dahlbergs, sondern machte mich ihm auch als Gattin unangenehm und widerwärtig. Ich fing an, zu meiner jetzigen Wohlbeleibtheit hinzuneigen — und er haßte das an den Frauen. Zarte und schlanke Gestalten waren nun einmal das Ideal seiner Phantasie. Er versuchte eine Aenderung meiner Lebensweise von mir zu ertrotzen, indem er mich mit Gleichgültigkeit und Geringschätzung behandelte. Ich ward rebellisch und widerspenstig und entschädigte mich, indem ich gerade das that und liebte, was er verbot, was ihm zuwider war. Auch über die Kindererziehung gab es endlose Differenzen. Aber auf diesem Felde behielt ich den Sieg. Der Einfluß, den die Mutter auf ihre Kinder ausübt, ist nicht aufzuwiegen oder zu verdrängen durch des Vaters gegenteilige Gebote. Die Männer besitzen gar nicht die Beharrlichkeit, auf so junge, formlose Naturen zu wirken; sie glauben, es sei mit einem strengen Wort, mit einer Mahnung genug. Kinder aber vergessen sehr konsequent sogleich alles wieder, was ihnen nicht bequem ist, wenn es ihnen nicht mit unversieglicher Geduld stets von neuem eingeprägt wird. Ich gebot oder verbot meinen Kindern gar nichts und darum hielten sie zu mir gegen

den ernsten Vater, der, so oft sie ihm vor Augen kamen, an ihnen bessern und bilden wollte und doch nicht die Ausdauer besaß, die Früchte seiner Belehrungen zu pflegen und abzuwarten. (Fortsetzung folgt.)

Ein nächtliches Abenteuer.

Von H. von Remagen. (Nachdr. verb.)

Da, wo sich jetzt die eiserne Brücke über dem Kanal und der Marketstraße in Lockport befindet, war früher eine hölzerne Eisenbahnbrücke. Auf dieser Eisenbahnbrücke hatte ich einstens ein so grausiges Abenteuer zu bestehen, daß ich es wohl nie in meinem ganzen Leben vergessen werde. Es war im Oktober 18**, als ich wegen Geschäften nach Medina, einem siebzehn Meilen östlich von Lockport, an der Centralbahn gelegenen Städtchen, mußte. Der Zug, welcher Lockport um drei Uhr nachmittags verläßt, sollte mich dahin bringen. Auf dem Wege zum Bahnhofe traf ich drei betrunkene junge Leute, welche alle passierenden Damen gröblichst belästigten. Ich verwies ihnen ihre Roheiten, wurde aber dadurch selbst der Gegenstand ihres jetzt gereizten Zornes, und fluchend wollten sie über mich herfallen, wurden jedoch mit Hilfe einiger Herren, die unterdessen herbeigekommen waren, ziemlich unsanft in die Gosse gebettet.

Einer von ihnen, der mich kannte, drohte es mir bei meiner Rückkehr zu gedenken. Ich kümmerte mich wenig um diese Drohung; denn ich gedachte früh genug zurück zu sein, um eine Kutsche benützen zu können, welche mich bis vor die Hausthüre bringen sollte, wodurch jeder beabsichtigte Angriff vereitelt würde. Auch kannte ich die Feigheit des einen zu gut, als daß ich mir allzugroße Sorge über seine Drohung machen sollte.

Der Eisenbahnzug brachte mich bald nach Medina, wo ich meinen Geschäften nachging. Diese nahmen jedoch mehr Zeit in Anspruch, als ich anfangs erwartet hatte. Als ich am Abend mit dem Zug um acht Uhr nach Lockport zurückfahren wollte, kam ich gerade noch früh genug am Bahnhofe an, um die roten Lichter hinten am Zuge in der Ferne verschwinden zu sehen. Was war jetzt zu machen?

Sollte ich den Mitternachtszug benützen, oder sollte ich hier übernachten? Ich entschloß mich, zu bleiben. Ich begab mich auch sogleich ins Hotel Orleans; nachdem ich ein Abendessen eingenommen und noch etwas in einer Zeitung gelesen hatte, ging ich in das mir für die Nacht angewiesene Zimmer und legte mich, da ich müde war, ins Bett, wo ich bald einschlief.

Wie lange ich geschlafen hatte, war mir bei meinem Erwachen unklar, denn es war noch ganz finster; doch mußte es nach meinem Dafürhalten bald vier Uhr sein, und ich erwartete jeden Augenblick die Uhr schlagen zu hören. Aber Sekunde auf Sekunde, Minute auf Minute verrann — die Uhr schlug nicht. Mißmutig und von Langeweile geplagt, wälzte ich mich unruhig im Bette und hoffte, daß doch bald der Tag anbrechen würde.

Da — endlich schlägt es — elf! — Verdrießlich sprang ich aus dem Bette, kleidete mich rasch an und eilte zum Bahnhof, entschlossen, doch mit dem Mitternachtszug nach Lockport zu fahren. Dort angekommen, erblickte ich schon in der Ferne das Licht der Lokomotive wie einen Stern glänzen, welches sich rasch vergrößerte. In wenigen Minuten hielt der Zug an, ich stieg ein, und nach kurzem Aufenthalt brauste er wie auf Sturmesflügeln Lockport zu.

Alles kam mir fremd, geheimnisvoll — fast möchte ich sagen gespensterhaft vor. War es die Mitternachtsstunde, welche einen so außerordentlichen Einfluß auf mein Gemüt ausübte? Oder waren es die besonderen Umstände, unter denen ich erwacht und zum Bahnhof geeilt war?

Alle Passagiere schienen zu schlafen, denn keiner rührte sich, selbst der Kondukteur war zu träge, das Fahrbillet von mir zu verlangen. Die Nacht wurde nur spärlich durch unzählige Sterne erleuchtet, und die ringsumher herrschende Stille durch das einförmige Rollen der Räder unterbrochen.

Mit rasender Schnelligkeit fuhren wir an der Station Mittleport vorbei, nach einigen Minuten passierten wir Gasport. Da — der schrille Pfiff der Dampfpfeife zeigte an, daß wir uns Lockport näherten. Jetzt fiel mir wieder das unangenehme Zusammentreffen mit den Betrunkenen ein. Zum langen Nachdenken hatte ich keine Zeit, denn schon donnerte der Zug über die Brücke, mehrere Ruten östlich vom Bahnhof. Rasch entschlossen begab ich mich in den vordersten Wagen, als besser geeignet, meine Beobachtungen zu machen.

Als der Zug langsam vor den Bahnhof fuhr, gewahrte ich einen Mann am östlichen Ende des letzteren stehen, den ich aber wegen der Dunkelheit nicht erkennen konnte; ich wurde jedoch dadurch zur Vorsicht gemahnt. Ich ging zur vordern Thür hinaus und stieg nach der linken Seite ab. In einiger Entfernung vor der Lokomotive gewahrte ich ebenfalls einen Mann, und da das volle Licht auf ihn fiel, erkannte ich ihn als einen der jungen Leute. In der Hoffnung, daß das helle Licht ihn blende, ging ich bis vor die Lokomotive und so nahe als möglich vor derselben über das Geleise, kroch unter einem dastehenden Frachtwagen durch und lief zwischen zwei Reihen von Frachtwagen hin der Brücke zu, und, da der Zug inzwischen wieder abgefahren war, betrat ich gleich hinter diesem die Brücke.

Auf der Brücke über die Marketstraße konnte ich nur langsam und mit Vorsicht gehen; denn ein Fehltritt hätte mich auf die Straße gestürzt. Als ich aber auf die Brücke über den Kanal gekommen, wo kein Durchfallen zu befürchten war, lief ich rasch vorwärts, um so bald als möglich das andere Ende zu erreichen, wo ich dann leichter einer drohenden Gefahr ausweichen konnte. Ich war erst einige Schritte gelaufen, als ich eilige Tritte hinter mir hörte; ich schaute zurück und erblickte zwei Männer, welche mir rasch folgten, infolgedessen lief ich noch schneller.

In der Mitte der Brücke stieß ich auf einen Mann, den ich vorher nicht wahrgenommen hatte. Ich wollte schnell an ihm vorüber; er aber packte mich an und zischte mir zu: „Kennst Du mich? Jetzt wirst Du wohl glauben, daß ich meine Drohung erfüllen werde.“ Ein kurzer, aber heftiger Ringkampf entstand. Ich wurde hastig niedergeworfen; mein Angreifer aber stolperte und, um nicht über den Rand hinabzustürzen, ließ er mich los und erfaßte die Schiene. Ich sprang schnell wieder auf und wollte forteilen, aber ehe ich mich umwenden konnte, waren die beiden andern hinzugekommen. Der eine erfaßte mich und wahrscheinlich in der Absicht, mich in die Tiefe zu schleudern, hob er mich in die Höhe. Ich griff jedoch mit beiden Händen nach dessen Haaren. Er stellte mich wieder auf meine Füße, und da ich nicht losließ, kam er in gebückter Stellung zwischen mich und seine Kameraden zu stehen. Nun erhob einer einen wuchtigen Knüppel, um mir einen Hieb zu versetzen; ich aber ließ im selben Moment den bei den Haaren Gefaßten los, der, sich aufrichtend, den gewaltigen Streich auf seinen Kopf erhielt. Mit zerschmettertem Schädel und ohne einen Laut von sich zu geben, stürzte er tot nieder. Mit einem Fluche holte jener zum zweitenmale aus; ich aber ließ ihm keine Zeit, den zweiten Streich zu führen, sondern sprang rasch auf ihn zu und versetzte ihm einen starken Stoß vor den Leib, so daß er über das Geleise stolperte. Er sprang rasch wieder auf, glitt aus, und mit einem gellenden Schrei stürzte er über den Rand der Brücke und verschwand in der Tiefe. Starr vor Entsetzen blickte ich ihm nach.

Nun hatte ich es aber noch mit dem Dritten zu thun. Schnaubend vor Wut fuhr er mich an: „Zwei meiner Kameraden hast Du getötet, ich aber bin geblieben, ihren Tod an Dir zu rächen!“ Er fuhr auf mich los und ich faßte ihn ebenfalls schnell — wir fielen — rollten übereinander, und da wir keinen Halt mehr fanden, stürzten wir über den Rand der Brücke. Die Sinne schwanden mir — die Berührung mit dem kalten Wasser brachte mich wieder zur Besinnung und ich schnellte empor — fiel zurück — und lag auf dem Boden — vor dem Bette im „Hotel Orleans“.

Unsere Bilder.

Der schweizerische Bundespräsident C. Schenk. Der Mann, den die schweizerische Bundesversammlung am 15. Dezember zum Bundespräsidenten für das Jahr 1893 wählte, hat dieses höchste Ehrenamt der schweizerischen Republik schon fünfmal verwaltet, nämlich in den Jahren 1865, 1871, 1874, 1878 und 1885. Es ist also zum sechstenmal, daß ihm diese Würde zu teil wird, eine Thatsache, die sich nicht allein daraus erklärt, daß Schenk seit 1864 immerwährend Mitglied des Bundesrates war, sondern vielmehr aus dem Zutrauen, das sein mannhafter Charakter und seine staatsmännische Erprobtheit den Vertretern des schweizerischen Volkes einflößen. Und wenn, wie es allen Anschein hat, in nicht ferner Zeit die direkte Wahl des Bundesrats durch das Volk wird eingeführt werden, so wird sich alsdann zeigen, daß gerade Schenk eigentlicher Volksmann und namentlich in seiner Heimat Bern, dem mächtigsten Kanton der Schweiz, der populärste der Bundesräte ist. Diese seine Volkstümlichkeit beruht jedenfalls auch darauf, daß er so recht aus dem Volke hervorgegangen ist. Er wurde als Sohn des im Emmenthalschen Dorfe Signau heimatberechtigten Mechanikers Chr. Schenk am 1. Dezember 1823 geboren und brachte als bestes Erbgut solcher Abstammung eine außergewöhnliche körperliche Kraft, eine eiserne Gesundheit mit, die sich bis auf diesen Tag bewährt hat. Seine Erziehung erhielt er in Kornthal und auf dem Salon bei Ludwigsburg, wo er von 1832—1839 weilte. Auch auf dem Gymnasium der Stadt Bern und an der daselbst neugegründeten Hochschule studierte Schenk (1839—1845). Er war ein überaus heiterer und witziger Student, so erzählt man sich z. B. von ihm: Einst bemerkte der Nachtwächter den jungen Theologiestudenten hoch oben auf einem Laternenpfahl und vernahm auf die Frage, was Bruder Studio dort oben treibe, die Antwort, er hole sich nur ein wenig Oel für seine Lampe, um fleißiger studieren zu können. In den Jahren 1845 bis 1855 war Schenk Pfarrvikar und Pfarrer in verschiedenen Gemeinden seines Heimatkantons, im Jahr 1847 machte er den kurzen Sonderbundsfeldzug als Feldprediger mit. Aber auch in der Studierstube wie in der Dorfkirche blieb er der Mann, der seinen geistigen Horizont weit über die enge Umgebung hinaus ausdehnte und außerdem frisch im Leben zugriff, wo es eine gute Sache galt. Als Beleg für letzteres nur ein Beispiel: Ein französischer Ringer war ins Land gekommen und hatte prahlerisch, als „Unüberwindlicher“, die Bauernsöhne herausgefordert, und auch wirklich die stärksten einen um den andern auf den Rücken gelegt. Das wurde im Pfarrhaus gemeldet; da wallte in dem starken jungen Pfarrer sein Emmenthaler Schwingerblut! Er ging hin und unter dem Jubel seiner Pfarrkinder streckte er den Unüberwindlichen in den Sand und rettete so die Landesehre. — In den bewegten Jahren kantonaler bernischer Politik (1855—1863) wurde der Pfarrer und Dr. phil. Schenk zum Mitglied des bernischen Regierungsrates gewählt und zum Regierungspräsidenten in den Jahren 1858, 1860 und 1862. Die bernische Armengesetzgebung, ein außerordentlich wichtiges Werk, war Schenks Schöpfung und durch sie wurde die ganze Schweiz auf die hervorragende staatsmännische Befähigung des durch und durch freisinnigen bernischen Regierungsmitgliedes aufmerksam. So wurde Dr. Schenk 1857 Mitglied des Ständerates, 1863 Präsident desselben und dann, was wir bereits oben erwähnten, 1864 Bundesrat. Die Geschäftsverteilung im

schweizerischen Bundesrat ist derart, daß Mitglieder, welche dieser Behörde längere Zeit angehören, nach und nach in allen Departements zu arbeiten haben und man daher die Verdienste und Leistungen des einzelnen nicht so genau ausscheiden kann. Meistens war das Departement des Innern Dr. Schenks besonderes Arbeitsgebiet, in den Präsidentschaftsjahren aber vertrat er die äußere Politik, so namentlich im Jahre 1871, welches der Schweiz bei Aufrechterhaltung ihrer Neutralität (Internierung der 80,000 Mann starken französischen Ostarmee) ernste Aufgaben stellte, denen ihr Präsident sich vollkommen gewachsen zeigte. In der inneren Politik aber ist Schenk bis auf diesen Tag der berufene und zuverlässige Hüter des freisinnigen, demokratischen Gedankens. Das macht den Wert dieses ganzen Mannes aus, daß er seinen Jugendidealen und der freisinnigen Partei der Schweiz in einem langen, bewegten, staatsmännischen Leben mit jeder Faser treu geblieben ist. Und diese Treue scheint ihm die Natur gelohnt zu haben, indem der nun bald siebenzigjährige Mann mit dem löwenartig kühnen Ausdruck in seinem ebenso freimütigen als liebenswürdigen Antlitz, noch jetzt in Haltung und Bewegung Jünglingsfrische zeigt, jene ungebrochene Kraft, die nur der sich bewahrt, dem seine Ideale nicht gestorben sind. J. V. Widmann.

Begegnung im Gebirgspaß. Menschliche Kraft und Energie haben schon Großes und Staunenswertes vollbracht — den Erdball mit Eisenschienen und Drähten umspannt, dem tückischen Weltmeer Schiffe aller Arten aufgedrungen und selbst das Innere der Erde aufgegraben und durchwühlt. Selbst in das felsige Gestein der Berge hat der Mensch seine Straßen geschlagen, und bewunderungswürdig sind die herrlichen Wege, die an den steilen Alpenabhängen in der Schweiz, Tirol oder Italien den allgemeinen Verkehr vermitteln. Doch nicht überall finden wir solche bequeme Communications-Anlagen; in vielen Gebirgen zieht oft nur ein schmaler Saumpfad von Ort zu Ort, und gar schwer gestaltet sich, selbst im Sommer, hier der Verkehr. Besonders im Karste, in den zerklüfteten Abruzzen und den unwirtlichen Pyrenäen finden wir solche Verkehrsadern, die förmlich nur an die Bergwand geklebt sind. — Vorsichtig und mühsam bricht sich das Saumtier an solchen Stellen den Weg, der geradezu lebensgefährlich wird, wenn ein Transport mit dem anderen zusammenstößt. Oft legen sich die ermatteten Saumtiere nieder und versperren, wie unser Bild zeigt, völlig den engen, kaum drei Fuß breiten Steig; doch mit staunenswerter Sicherheit steigen die Maulesel oder Muli's über die lagernden Tiere hinweg, denn sie wissen, daß ein einziger Fehltritt ihnen den sicheren Tod in der klaftertiefen Klamm bereitet. — Solche Saumpfade werden in den Alpen und Pyrenäen oft von Paschern und Schmugglern benützt, und zahlreich sind die Kämpfe, die an solchen Stellen zwischen den Schwärzern und Grenzbeamten stattfinden. K. St.



Grabmal Theodorichs zu Ravenna. (Mit Text.)

Die cylindrische Hochbahn in Boston. Ein höchst eigenartiges Verkehrsmittel für Großstädte ist die von dem Ingenieur Joe M. Maigs in Boston erbaute cylindrische Hochbahn. Der Unterbau mit dem Geleise ruht nur auf einer Reihe von eisernen Pfeilern, die nur geringen Raum beanspruchen und für jede Bodenbeschaffenheit verwendet werden können. Die Bahn erhebt sich acht Meter über den Boden und es liegen in dieser Höhe übereinander zwei eiserne Träger (Schwellen), auf welchen je ein Geleis läuft. Die untere Schwelle nimmt die eigentliche Belastung auf, während die obere ein Kippen der Wagen und Maschine verhindert. Die Wagen haben acht unten zueinander geneigte Bauchräder und die Maschine noch wagerecht angebrachte Triebräder. Maschine und Wagen haben sämtlich cylindrische Form, welche gewählt wurde, weil sie der Luft nur geringen Widerstand bietet. Auch gestattet diese Form möglichst leichten Bau und große Betriebssicherheit. Das Innere der Wagen ist sehr bequem und geräumig und auch die Maschine ist sehr praktisch konstruirt. Der Führer hat eine vollständige Uebersicht nach vorn. Ein Entgleisen des Zuges ist völlig ausgeschlossen. W.St.

Grabmal Theodorichs zu Ravenna. Ravenna besitzt aus seiner Blütezeit, d. i. aus dem 5. und 6. Jahrhundert, Baudenkmäler der Uebergangszeit aus der antiken Welt so eigentümlicher Art, wie keine andere Stadt Italiens. Kaiser Honorius hatte bei dem Einfall der Westgoten im Jahre 404 die wohlbefestigte, von Sümpfen umgebene Hafenstadt zur „unangreifbaren" kaiserlichen Residenz gewählt, und seine Schwester Galla Placidia, Tochter des Kaisers Theodosius, die nach ihres Bruders Tod die Vormundschaft über den Thronerben führte, schmückte die Stadt mit mehreren noch gut erhaltenen kirchlichen Bauten. Theodorich, der Ostgotenkönig, der mit Dietrich von Bern, dem Helden der deutschen Sage, indentifiziert wird, residierte auch in Ravenna und baute hier einen Palast; seine Duldsamkeit war der Anlage neuer römisch-katholischer Kirchen günstig, San Vitale und San Apollinare in Classe fallen noch in seine letzte Zeit; sein Grabmal (heute Santa Maria della Rotonda genannt) von dem wir eine Abbildung bringen, ist im Kern erhalten. Dasselbe liegt in der Verlängerung der Strada Romea Circonvallazione und ist ein wundersamer Bau des 6. Jahrhunderts. Von Theodorich († 526) selbst angeordnet, ist dieses Mausoleum ein zweistöckiger Rundbau, unten ein den kreuzförmigen Gruftraum enthaltendes massives Zehneck mit Bogennischen, außen sind zwei (erneute) Strebebogentreppen zum stark zurücktretenden Obergeschoß mit Umgang angebracht; obenauf ruht ein riesiger Flachkuppelstein aus istrischem Kalk, etwa 8000 Zentner schwer, von 11 Meter Durchmesser und $2^1/_2$ Meter Höhe, ein wahres Wunder der damaligen Bautechnik. Theodorichs Asche, die seine Tochter Amalasuntha in einer Porphyrvase unter der Flachkuppel verborgen hatte, wurde bald nach seinem Tode herausgeworfen und zerstreut. K. St.

Allerlei.

Ein Vorsichtiger. A.: „Warum speisen Sie denn nicht mehr im „goldenen Löwen," — die Küche des „grauen Kater" kann doch bei weitem keinen Vergleich mit derjenigen des „goldenen Löwen" aushalten." — B.: „Allerdings, — aber wissen Sie, ich heirate nächstes Jahr, — und da will ich mir das feine Essen so nach und nach abgewöhnen!"

Ein sicheres Mittel. Der alte Goldstein: „Geld kann ich Ihnen nicht mehr borgen, Herr Baron. Aber ein Mittel werde ich Ihnen sagen, wie Sie wieder auf die Beine kommen können, — verkaufen Sie Wagen und Pferde!"

Die stolzen Preußen. Graf W., ein preußischer Offizier, war am ersten Tage der Schlacht von Leipzig, von einer Wunde betäubt, niedergesunken, und geriet in die Hände der Franzosen. Nach einiger Erholung wurde er mit den übrigen Gefangenen, etwa 200 an der Zahl, von den Franzosen dem Rheine zu eskortiert. Man hatte die sämtlichen Gefangenen mit Einschluß der Offiziere in eine Scheune gesperrt, als Napoleon zu ihnen hereintrat, und mit verschiedenen der Offiziere zu sprechen anfieng. Der Graf wandte sich an den Kaiser mit der Beschwerde, daß die Offiziere wie die Gemeinen von den Franzosen auf eine unwürdige Art, die gefangenen Franzosen hingegen von den Verbündeten höchst rücksichtsvoll behandelt werden, und bat um einige Verbesserung ihrer Lage. — Der Kaiser kehrte dem Grafen den Rücken zu, und bestimmte für jeden gefangenen Offizier einen Napoleonsd'or; jedoch mit ausdrücklicher Ausnahme der Preußen, zu denen bekanntlich auch Graf W. gehörte, weil sie zu stolz wären, diese Gabe von ihm anzunehmen. Noch selbigen Tages wurden sämtliche Gefangenen von den nacheilenden Siegern in Freiheit gesetzt.

Lehret die Kinder das Gurgeln! Auf die Zahl der Kinder, die alljährlich einer der heimtückischsten Krankheiten, der Diphteritis, zum Opfer fallen, brauche ich hier nicht einzugehen, um die Gefährlichkeit derselben zu beweisen, da man in allen Kreisen von derselben überzeugt ist, vielmehr sei nur bemerkt, daß die Mediziner in dem Gurgeln von Chlorkalium u. s. w. ein oft wirksames Bekämpfungsmittel haben. Es können Letztere aber nur dann von demselben Gebrauch machen, wenn die Kinder gurgeln können. Das Lernen in der Krankheit ist einmal doppelt schwer, auch ist es andererseits nicht auf einmal damit gethan. Man halte die Kinder daher an, daß sie das Gurgeln bei Zeiten erlernen, damit sie im Krankheitsfalle Gebrauch davon machen können und die Eltern nicht genötigt sind, sich eventuell Vorwürfe zu machen.

Logogryph.

Wers treibt mit U,
Der schäme sich,
Wers hat mit A,
Der freue sich,
Mögs gut verwalten
Und sich erhalten!

Kreuz- u. Quer-Charade.

1	2
3	4

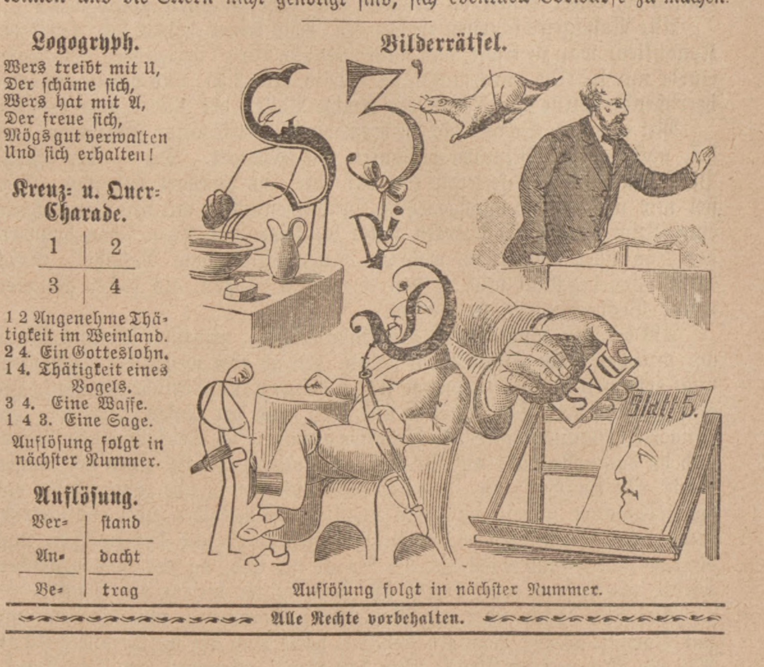
1 2 Angenehme Thätigkeit im Weinland.
2 4. Ein Gotteslohn.
1 4. Thätigkeit eines Vogels.
3 4. Eine Waffe.
1 4 3. Eine Sage.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.

Ver-	stand
An-	dacht
Be-	trag

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.